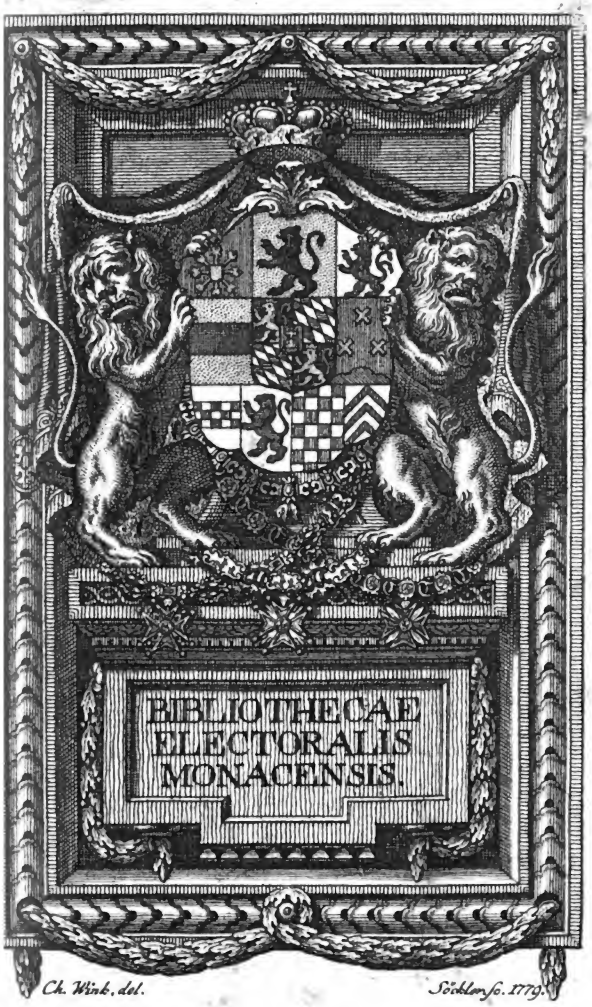
Bor.
191

Digitized by Google



Digitized by Google

1935 M.
1905. 4°. —

<36632234760014 S

<36632234760014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Brüss: 191.

Tischredin

R

Digitized by Google

Tischreden
des
Weltweisen
zu
Sans-Souci.

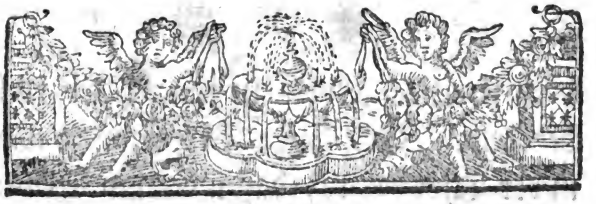
1761.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google



Vorrede.

Derjenige, mit dem meine Feder sich in diesen Blätter zu beschäftigen die Ehre haben wird, verdienet den Namen eines Weltweisen aus mehr als einer Ursache. Einer seiner Ahnen, der ehrliche Churfürst Johan muste sich den Beynamen Cicero aufdringen lassen. Fragt man warum, so heist es, wegen seiner angebohrnen Beredsamkeit. Ich habe aber kein ander Beispiel von dieser Beredsamkeit in der Geschichte antreffen können, als daß er einmal mit einem ziemlich starken Corps d'Armee

drey ſtreitige Könige zu einem Vergleich beredete. Eine ſolche Beredſamkeit war in der That werth, daß man ihm deswegen den Namen Cicero beylegte.

Es iſt wahr, der Weltweiſe zu Sans-Souci hat ſeinen Herren Gegnern bisher ſolche Schlüſſe in Ferio vorgelegt, daß ſie noch immer nicht recht wiſſen, ob ſie ſich den Majorem oder Minorem beweiſen laſſen wollen. Dieſe ſeine bisher noch unüberwindliche Logik würde allein ſchon hinlänglich ſeyn, den Namen eines Philoſophen zu rechtfertigen, den man ihm geben könte und bereits ſchon gegeben hat. Dem ohnerachtet getraue ich mich, zu beweiſen, daß er ihn auch in derjenigen Bedeutung verdienet, in welcher man ihn gemeiniglich zu nehmen pflegt; nur bitte ich mir dabey aus, daß man ſich unter dem Namen eines Philo-

ſophen

ſophen kein ſolches hieroglyphiſches Geſpenſt vorſtelle, welches mit einer langen buchsbäumernen Perrúque, einer groſſen Halskrauſe und einem armsdicken Stabe, wie die theure Zeit auf den Gaſſen herumſchleicht, und mit niemand auſſer mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Ein ſolcher Philoſoph iſt der Weltweiſe zu Sans-Souci freilich nicht, und Dank ſey es dem Schickſal, daß er es nicht iſt!

Salomo, der weiſe Salomo ſagte, nachdem er von allem gekoſtet hatte: Es iſt eitel! es iſt alles eitel! Dies ſagte er mitten unter dreyhundert Weibern und ſiebenhundert Kebsweibern. Salomo war ein Philoſoph; aber bey dem allen hatte er doch kein Dorf erobert, noch ein einiges Huſarenſcharmützel gewonnen. Der Weltweiſe zu Sansſouci hat auch mehr als einmal geſungen: Es iſt eitel!

Digitized by Google

Es ist alles eitel! Dies sang er, nachdem er ganze Staaten erobert, so viele Schlachten gewonnen hatte und sich ringsumher von mächtigen Feinden umringt sahe, die er noch alle zu schlagen willens war. Wer ist wohl von beyden der gröste Philosoph?

Ohne meine Leser in der Entscheidung dieser Frage vorzugreifen, wil ich nur noch sagen, daß es mich wirklich recht sehr wundert, wann man nicht schon lange Tischreden von ihm herausgegeben hat. Seine Feinde sowohl als die Buchhändler haben sich seiner Lande, seiner Gedichte und seines Namens bisher überaus gut zu Nutze zu machen gewust; und bey dem allen ist noch niemand auf den Einfal gerathen, durch eine Ausgabe seiner scharfsinnigen Aussprüche und Urtheile einen christlichen Profit zu erwischen und die müs-

müssige Welt zugleich um einige Stunden zu bringen, die ihr bey den jetzigen Kriegszeiten ohnehin lang genug werden. Diese Nachläßigkeit ist unverantwortlich. Die Tischreden des Philosophen zu Sanssouci verdienten, meiner Meinung nach, wohl eben so gut gesamlet zu werden, als die Tischreden des Socrat, des Alphonsi und Luthers.

Um indessen den Herrn Schriftstellern und Verlegern zu zeigen, wie ein solches Werkgen ohngefehr eingerichtet werden könte, so wil ich ihnen hier eine kleine Probe davon liefern. Ich bin eine geraume Zeitlang in der Schule dieses Philosophen gewesen, und ich schmeichle mir an den bisher erfochtenen Siegen keinen geringen Antheil zu haben. Wenigstens wäre die Schlacht bey Torgau ohne mich gewis nicht gewonnen worden. Ich war

aber bey dieſer letztern ziemlich hitzigen Diſputation ſo unglücklich, daß einer unſrer Opponenten mir einen ſo ungezogenen Syllogismum entgegen ſetzte, der mir ein lahmes Bein zuwege brachte. Weil ich nun in der Schule dieſes groſſen Dialectikers nichts mehr Nutze bin, ſo habe ich mich zur Ruhe begeben, und meine einige Beſchäftigung iſt nunmehr, ſeine witzigen Einfälle und ſcharfſinnigen Denkſprüche meiner Seele wieder vorzupredigen, die ich bisher wenigſtens durch die dritte Hand zu hören Gelegenheit gehabt. Dieſe wenigen Bogen ſind eine Probe davon.

Weil es aber jetzo Krieg iſt, und ich mir habe ſagen laſſen, daß die Herren Kunſtrichter und Wortklauber eben ſo wenig friedfertig denken, als die groſſen Herren und Soldaten; ſo mus ich mich, ehe ich

meinen Kram auslege, vorher noch eines Umstands wegen in Sicherheit setzen. Dieser Umstand ist der Titel Tischreden, den man um Gottes willen nicht nach dem Buchstaben nehmen muß, als wenn sie gerade alle bey der Tafel dieses Weltweisen zur Welt geboren worden. In Luthers Tischreden kommen Gespräche vor, die der ehrliche Mann mit dem Teufel auf dem Abtrit geführet hat; und dennoch hat der Herausgeber derselben kein Bedenken getragen, ihnen den Namen der Tischreden beyzulegen. Man wird hier keine Gespräche auf dem Abtrit antreffen; aber um so viel eher hoffe ich, wird man mich dieses Titels wegen unangefochten lassen.

Wenn diese Probe gut aufgenommen wird, so wird mich solches vielleicht aufmuntern, der Welt nicht nur mit einem Paar Folianten von dieser Art ein Com-

pliment zu machen, sondern auch die Tischreden anderer Generalen zu samlen, die nunmehr seit fünf Jahren wider uns zu fechten die Ehre gehabt haben. Ich kan meine Leser zum voraus versichern, daß sie ungemein artig und erbaulich zu lesen seyn werden. B...

1761.

Tisch-

Tischreden
des
Weltweisen
zu
Sans-Souci.

Digitized by Google

Digitized by Google

Da mir in der Schule dieſes Weltweiſen die Ordnung beynahe zur andern Natur geworden iſt: ſo wird man mir auch nicht übel nehmen, wenn ich in dieſem Werkgen die Zeitfolge zum Grunde lege, um nicht das hundertſte in das tauſendſte zu miſchen. Ich fange daher mit demjenigen Kriege an, der gleich nach der angetretenen Regierung dieſes Weltweiſen der Welt zeigte, was für Meiſterſtücke ſie einmal von ihm zu gewarten haben würde. Ob dieſer Krieg gerecht war, oder nicht, das gehet mich nichts an, gehöret auch in keine Sammlung von Tiſchreden. Genug, ſobald der König in Preuſſen beſchloſſen hatte, zur Ausführung ſeiner Rechte auf Schleſien die Waffen zu ergreifen, ſo wurden auch die Anſtalten dazu mit einer ſolchen Geſchwindigkeit gemacht, die alle Vorſtellungen übertraf und uns ſchon ſo oft vortheilhaft gewe-

geweſen iſt. Der Zug gieng 1740 mitten im December in dasjenige Land, welches unſern Scheitel mit Lorberkränzen ſchmücken ſolte. Man wolte in unſre Fahnen den Denkſpruch ſetzen: Pro Deo et Patria. Allein der König ſtrich Pro Deo weg, und ſagte: »man müſte »den Namen Gottes nicht ſo in die Streitigkei»ten der Menſchen miſchen. Der Krieg betreffe »eine Provinz, nicht aber die Religion.« Das Regiment Garde bekam bey dieſer Gelegenheit ſtatt der Fahne einen maſſiven römiſchen Adler von Silber, der auf einem vergoldeten Stabe getragen wurde. Dieſer Adler ſetzte die Preuſſen in die Nothwendigkeit, unüberwindlich zu ſeyn. Um aber auch in andern Stücken den alten Römern zu gleichen, hielt der König eine Anrede an ſeine Generale und Officiers, die ſo lautete:

»Meine Herren!

»Ich betrachte euch nicht als meine Unter»thanen, ſondern als meine Freunde. Die »brandenburgiſchen Truppen haben ſich je»derzeit durch ihre Tapferkeit hervorge»than und bey verſchiedenen Gelegenhei»ten Proben ihres Muths abgeleget. Ich »werde bey allen Unternehmungen mit zu»gegen ſeyn. Ihr werdet vor meinen Au»gen fechten, und ich will mehr wie ein Va-

»ter, als Oberherr diejenigen belohnen, »welche sich durch ihren Eifer in meinen »Diensten hervorthun werden.

Als der König in Schlesien einrückte, glaubte die ganze Welt, er wäre schon mit Frankreich einstimmig, aber die ganze Welt betrog sich. Der König gestand nachmals selbst, daß er viel gewagt habe; allein er sahe zum voraus, daß Frankreich eine so schöne Gelegenheit, das Haus Oesterreich zu schwächen, nicht aus den Händen lassen würde. Indessen wusten die französischen Ministres anfänglich nicht, wie sie mit dem Könige dran waren. Der französische Gesandte zu Berlin, der Marquis von Beauveau, gab seine Verwunderung über die kriegerischen Bewegungen der Preussen zu verstehen, und fragte, ob sie wider Oesterreich oder Frankreich gerichtet wären. Er bekam weiter nichts zur Antwort, als: Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent nous partagerons. Ich werde, wie ich glaube, euer Spiel spielen. Wenn ich die As bekomme, so wollen wir theilen. Dies war der ganze Anfang einer damahls noch ziemlich weit entfernten Unterhandlung zwischen den Höfen zu Versailles und Berlin.

Die

Die Unternehmungen hatten inzwischen in Schlesien ihren Anfang, und in wenig Monathen war diese ganze Provinz in preussischen Händen. Hierauf erfolgte 1741. den 10ten April die Schlacht bey **Molwitz**, wo die preußischen Trouppen sich mit ihren ersten Lorbern schmückten. Der König legte hier die deutlichsten Proben seiner persönlichen Herzhaftigkeit ab. Er war jederzeit in dem grösten Feuer gegenwärtig und rufte dem rechten Flügel, der anfänglich weichen wolte, zu mehrern Mahlen zu! **Ihr Brüder! Preussens Ehre! Eures Königes Leben!** Dieses hatte die gehofte Wirkung. Preussens Ehre und seines Königes Leben wurden an diesem Tage des Blutvergiessens gerochen. Der König befand sich anfänglich bey der Artillerie, auf welche die Oesterreicher ihre meisten und grösten Kanonen gerichtet hatten, um solche unbrauchbar zu machen. Als einmal ein paar Kugeln ihm so nahe kamen, daß er ganz mit Koth bespritzet wurde, sagte er mit dem ihm so eigenen kalten Blute zu einem Officier von der Artillerie: renvoyez ces boulets aux ennemis; je ne veux rien avoir à eux. **Schicket diese Kugeln wieder zum Feinde zurück. Ich mag nichts mit ihnen zu thun haben.**

Nach

Nach dieser Schlacht gaben sich die Seemächte alle nur ersinliche Hülfe, den Frieden zwischen den Höfen zu Wien und Berlin wieder herzustellen. König Friedrich war selbst nicht ungeneigt dazu, er wolte aber Niederschlesien behalten, und dazu wolte sich die Königin von Ungarn durchaus nicht verstehen. Diese unglückliche Königin muste sogar aus Wien flüchtig werden, und in Presburg Sicherheit suchen. Sie erklärte aber vor ihrer Abreise ausdrücklich, daß sie lieber das äusserste über sich ergehen lassen, als in die Abtretung des geringsten Stücks von Schlesien willigen wolte. Diese Standhaftigkeit wurde von der gantzen Welt bewundert. Selbst König Friedrich sagte davon gegen einen Minister, der seiner Vertraulichkeit gewürdiget wurde: "Ich sehe mit Bedauren die Unbe-
"weglichkeit der Königin von Ungarn, und
"die Neigung ihres Ministerii. Aber ich
"schmeichle mir, daß man meine Meynung
"für gerecht halten werde. Meine Gerecht-
"same sind dergestalt erwiesen, daß auch die
"zuvor am meisten dawider eingenommenen
"Personen sie gegenwärtig nicht in Zweifel zie-
"hen können. Ich habe nichts vergessen um
"den Vergleich zu erleichtern. Ich habe mei-
"ne Anforderungen sehr gemässiget. Ich ha-
"be gar in einer Inaction bleiben wollen, da

" ich doch mit Vortheil hätte agiren können. " Ich glaube also nicht, daß man mir mit " Recht die Schuld der üblen Folgen geben " werde."

Je unvermeidlicher der Untergang der Königin von Ungarn zu seyn schien, desto mehrern Muth bezeigte sie in den allergrösten Widerwärtigkeiten. Sie flohe aus Wien nach Presburg; hier versammelte sie die vier Stände, nahm ihren ältesten Prinz, der fast noch in der Wiege war, auf den Armen, und redete die Ungarn folgendergestalt an: "Verlassen von meinen Freunden, verfolgt von " meinen Feinden, angegriffen von meinen " nächsten Verwandten, habe ich keine andere " Zuflucht als zu eurer Treue, zu eurem Muth " und zu meiner Standhaftigkeit. In eure " Hände werfe ich die Tochter und den Sohn " eurer Könige, die von euch ihre Wohlfarth " erwarten." Alle versammelten Ungarn geriethen hierüber in Wuth, zogen ihren Säbel und schryen: Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia. Man muß wissen, daß sie ihrer Königin jederzeit den Titel eines Königs beylegen. Alle Anwesende vergossen Thränen, und die Königin allein hielt sie aus Standhaftigkeit zurück. Kurz vorher hatte sie an die Herzogin von Lothringen geschrieben:

ben: "ich wiß noch nicht, ob mir eine Stadt "übrig bleiben wird, meine Wochen daſelbſt "zu halten."

Weil nun alle Hofnung zu einem Vergleich verſchwand, ſo ließ ſich der König inzwiſchen zu Breßlau huldigen. Der 3te Auguſt war dazu angeſetzt, und der Text, worüber geprediget werden ſolte, war aus 1 Timoth. Kap. 2. v. 1. und 2. genommen. Ich kan nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit einen merkwürdigen Umſtand mit anzuführen; ob er gleich in keine Samlung von Tiſchreden zu gehören ſcheinen möchte. In den breslauiſchen Zeitungen nemlich, waren dieſe Texte bekannt gemacht. Es war aber durch einen Druckfehler das Punctum zwiſchen den beyden Ziffern 1 und 2 aus der angezogenen Stelle des Briefes an Timotheum weggelaſſen, und folglich der 12te Vers daraus gemacht worden, welcher ſo lautet: **Einem Weibe geſtatte ich nicht, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſey, ſondern ſtille ſey.** Dis machte anfänglich ein groſſes Aufſehen, bis man es in den folgenden Zeitungen verbeſſerte. Dieſe Zeitungen wurden damals in der Druckerey der Jeſuiten gedruckt, die auch die Correctur davon beſorgten.

Hierauf erfolgte 1742 den 12ten May die Schlacht bey Chotusitz und Czaslau, nach welchem der König die Franzosen im Stiche lies, und den breslauer Frieden mit der Königin einging. Frankreich hat über die sogenante Untreue des Königs damals, und noch nach der Zeit, so viel geschryen, und die wahren Umstände dieser Begebenheit sind bisher noch so wenig bekant worden, daß ich nicht umhin kan, solche etwas umständlicher zu erzählen; zumal da solche um mehr als einer Ursache willen in eine Samlung von Tischreden gehören.

Der König, der, als er von dem Prinz Carl angegriffen wurde, sich nicht stark genug zu seyn glaubte, der ganzen österreichischen Armee Widerstand zu leisten, drung einmal über das andere in die nicht weit davon stehende französischen Generale, sich mit ihm zu vereinigen, und ihm zu Hülfe zu kommen. Aber umsonst; die Marschälle von Broglio und Bellisle sahen es sehr gleichgültig an, wie der König mit der ganzen österreichischen Armee im Gefechte war. Dis ist ausgemacht und kan nicht in Zweifel gezogen werden. Hierzu kam noch ein Umstand, der nicht weniger gewiß ist. Ein vornehmer österreichischer Officier wurde in dieser Schlacht tödtlich verwundet,

wundet, und von den Preuſſen gefangen. Der König beſuchte ihn, und tröſtete ihn auf das gnädigſte und menſchenfreundlichſte. Der Officier wurde dadurch gerührt, und ſagte zu dem Könige: "Sire, warum kan ich Denen" ſelben meine Erkentlichkeit nicht an den Tag " legen, für die Aufmerckſamkeit, die Ew. " Majeſtät für mich bezeugen! Ich wolte ru" hig ſterben, wenn ich Sie nur vorher über" zeugen könte, mit was für Alliirten Sie zu " thun haben. Ja, Sire, ſie ſuchen nichts, " als nur Ew Majeſtät zu betrügen." Der König wolte ſolches durchaus nicht glauben, aber der Officier fuhr fort: "Wenn es Ew. " Majeſtät erlauben wollen, ſo will ich einen " Courier nach Wien ſchicken, und ich hoffe, " die Königin werde ſich nicht weigern, mir " einen aufgefangenen Brief anzuvertrauen, " den ſie in Händen hat, und der ein Beweis " desjenigen iſt, was ich Ew. Majeſtät ver" ſichere; indem darin dem Marſchall von " Broglio ausdrücklich verboten wird, Ihnen " zu Hülfe zu kommen, oder Sie in irgend " einer Sache zu unterſtützen." Der König war ſolches zufrieden; der Courier gieng ab, und brachte den Brief im Original mit, der Friedrich 2 die Augen völlig öfnete, und verurſachte, daß er ſich von dieſer Zeit an nicht mehr auf Frankreich verlies.

Als daher die Schlacht bey Czaslau vorgefallen war, und die französischen Marschälle glaubten, daß sich der König seinen Sieg recht zu Nutze machen würde, geschahe gerade das Gegentheil. Friedrich blieb in seinem Lager unbeweglich, und als Prinz Carl hierauf auf die Franzosen losgieng, und dicht neben dem preußischen Lager vorbey muste, ließ man ihn ruhig ziehen, ohne die geringste Bewegung dagegen zu machen. Dies machte den Broglio aufmerksam, er schrieb an seinen Hof. Man hatte aber in Versailles nicht die geringste Achtung darauf, weil man sich auf die Scharfsinnigkeit des Belleisle zu sehr verließ. Und dieser glaubte nichts weniger, als daß der König in Stande wäre von der französischen Partie abzugehen. Er schrieb an den Cardinal Fleury, der Argwohn des Marschalls von Broglio wäre höchst ungegründet; niemand wäre getreuer gegen Frankreich, als der König von Preussen. Dies Zutrauen war nach dem, was vorher gegangen war, ein wenig stark. Weil aber der König nicht die geringste Bewegung machte, die bedrängten Franzosen in Böhmen zu retten, so verfügte sich der Marschall von Belleisle in eigener Person in das preußische Lager. Man kan sich leicht vorstellen, wie erstaunt er muß geworden seyn, als er

von

von dem Könige die Antwort bekam: **Mein Herr Marschall, ich habe alles gethan, was ich gekont. Der Herr Marschall von Broglio muß nunmehr das übrige thun. Er hat neulich Ursache gefunden, sich der Vereinigung mit mir zu entziehen, und ich habe deren nunmehr meines Theils ganz unvermeidliche, welche nicht gestatten, zu ihm zu stossen.** Das Erstaunen des Marschalls wurde noch gröſſer, als er in dem Cabinet des Königs den vorhingedachten aufgefangenen Brief des Cardinals von Fleury liegen sahe. Er erbitterte sich so darüber, daß er bey dem Herausgehen seine Perrûque in der Antichambre auf die Erde warf, sie mit Füssen trat, und dabey sagte: **Die verfluchte Mütze** (er meynte damit den Purpurhut des Cardinals) **muß uns doch immer Unglück bringen!**

Hierauf währete es nicht lange, so ward der zwischen Preussen und Oesterreich im Julio geschlossene Friede ruchbar. Der alte Cardinal von Fleury hatte schon den 25. Junius Nachricht davon erhalten. Er lies sogleich die Staatssecretarios zusammen kommen, die damals der Marquis von Breteuil, Herr Amelot, und der Graf von Maurepas waren. Er ersuchte sie, sich

zum Könige zu verfügen, bey welchem er sich bald darauf selbst einfand, und so zu reden anfieng: "Die noch so wohl überlegten Un- "ternehmungen schlagen dennoch öfters durch "Zufälle fehl, welche alle menschliche Klug- "heit nicht vorher sehen kan, und man muß "auch die Hand des Allerhöchsten erkennen, "welcher nach seinem Willen die Dinge auf "der Welt, wie sie geschehen sollen, anord- "net." Bey diesem Eingang fiel ihm der allerchristlichste König in die Rede, und sprach: "Ihr habt allem Ansehen nach eine schlimme "Zeitung anzubringen; worin besteht sie?" Der Cardinal antwortete: "Sire, es ist der "Abtrit des Königs in Preussen." Der Kö- nig versetzte darauf mit Heftigkeit: "Meine "Armeen sind also verlohren. Nein Sire, "antwortete der Cardinal, Ew. Majestät kön- "nen versichert seyn, daß dero kluge Ge- "rals, die davon bey Zeiten benachrichtiget "worden, für alles gesorgt haben werden, "und es sind noch Mittel fürhanden, diesen "Streich abzuwenden, der nur in Ansehung "der Umstände empfindlich ist. Morgen "wollen wir auf Mittel und Wege sinnen, die "zu ergreifen sind."

Inzwischen gerieth die französische Armee durch den Abtrit des Königs von Preussen in die

die allerbetrübteſten Umſtände, wovon ich ſogleich noch ein paar Anecdoten beybringen will. Hier will ich nur noch anmerken, daß, als die Tractaten zwiſchen dem König und der Königin ihre Richtigkeit hatten, der König an alle ſeine Generals im Hauptquartier zu Kuttenberg ein groſſes Tractament gab, und bey dem erſten Trunke während der Tafel die Worte ſprach: **Meine Herren, ich verkündige euch, daß gleichwie ich niemals die Abſicht gehabt, die Königin von Ungarn zu unterdrücken, ich den Schlus gefaſſet, mich mit dieſer Prinzeſſin zu vergleichen, und die Vorſchläge anzunehmen, welche ſie mir zur Gnugthuung meiner gehabten Rechte gethan hat.** Der König nahm hierauf das Glas und trunk es auf die Geſundheit der Königin von Ungarn, und auf die glückliche Verſöhnung mit ihr aus, worauf er auch die Geſundheits des Grosherzogs von Toſcana und ſeines Bruders mit den Worten tranck: **Auf die Geſundheit des tapfern Prinzen Carls!** Und damit war der Friede geſchloſſen.

Um dieſe Zeit trug ſich eine Begebenheit zu, die zu drollig iſt, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen könte. Während der

Zeit, daß die preußischen Truppen in dem Lager zu Kuttenberg die müßigsten Tage von der Welt hatten, wurde ein Officier unter denselben mit heftigen Zahnschmerzen geplaget, daher er in ein benachbartes Städtgen gieng, sich von einem berühmten Wundarzt die schadhaften Zähne ausreissen zu lassen. Der preußische Officier stieg in einem Gasthof ab, und lies den Chirurgum dorthin holen. Bey seiner Ankunft fand er einen französischen Officier in der Stube sitzen, welcher sehr vornehm that, aber durch seine überaus schwarze Wäsche zeigete, daß das Wasser und die Seife in seinem Quartier ziemlich rar seyn müsse. Der preußische Officier kam sehr sauber und reinlich herein getreten. Dies gab dem Franzosen Gelegenheit zur Spötterey, zumal da das Mistrauen zwischen beyden Armeen bereits ziemlich algemein geworden war. Der Franzose machte sich mit dem Preussen dem Scheine nach bekant; sie trunken, weil der Wundarzt eine Zeitlang ausblieb, eine Bouteille Wein mit einander, wobey der Franzos die Gesundheit seines Königes ausbrachte, und dabey eine von seinen alten schmuzigen Manschetten abriß, und zum Fenster hinauswarf. Der Franzos fuhr fort, dem Preussen die Gesundheit seines Marschalls zuzubringen, und machte dabey der andern Manschette eben

den

denſelben Proceß. Der Preuſſe muſte Ehren halber nachfolgen. Indeſſen dauerte ihm doch ſeine Wäſche, und er ſann auf Rache. Kaum trat der Wundarzt in die Stube, ſo ſagte nunmehr der preußiſche Officier: Revange, Monſieur! Er brachte hierauf die Geſundheit ſeines Königs aus, und ſagte dabey: Zahn aus! ſetzte ſich auch ſogleich hin, und lies ſich den ſchmerzhaften Zahn ausziehen. Der Franzos machte ein paar entſetzliche Augen, als er ſahe, daß es ſo hergieng. Es half aber nichts; der Preuſſe drang auf Revange, und der Franzoſe muſte ſeinen Zahn hergeben, ob er ihm gleich nicht ſchmerzte. Gleich darauf brachte ihn der Preuſſe auch die Geſundheit des Prinzen Leopolds von Anhaltdeſſau, mit eben den erſchrecklichen Worten: Zahn aus! der ſchadhafte Zahn wurde herausgeriſſen, und der Franzos muſte aller Complimente ohnerachtet wieder einen geſunden dagegen hergeben. Zu ſeinem Glücke kam er diesmal mit zwey Zähnen davon, weil dem Preuſſen nicht mehr als zwey ſchmerzhaft waren.

Die franzöſiſche Armee ſahe inzwiſchen alle Wetter des Unglücks über ſich zuſammen ſchlagen. Der gröſte Theil derſelben hatte Böhmen räumen müſſen, bis auf ein Corps, mit

mit welchem sich der Marschall von Broglio in Prag warf, wo er eine der allerbeschwerlichsten Belagerungen ausstehen muste, die wohl nur jemals eine Besatzung ausgehalten hat. Als der König von Frankreich die Nachricht von der ungemein bedenklichen Stellung des Marschalls erhielt, fieng er überlaut an zu lachen und sagte: "Wir wol-"len doch sehen, wie der Marschall von Brog-"lio diesen Streich aussariren wird. "Er parirte ihn nach Beschaffenheit der Umstände vortreflich aus. Der König von Preussen lies sich bey dieser Gelegenheit gegen den Herrn von Voltaire verlauten: Si le Maréchal de Broglie se tire de ce pas-là, il merite bien une Ode de votre Façon. **Wenn sich der Marschall von Broglio hier herauswickelt, so verdienet er schon eine Ode von eurer Arbeit.**

König Friedrich sahe inzwischen gelassen zu, wie die übrigen im Krieg begriffenen Mächte alle Abwechselungen des Glücks erführen. Er hatte das beste Theil erwählet. Er hatte Schlesien bekommen und Frieden gemacht. Weil indessen die Bedrückungen, die Kaiser Carl 7 von seinen Feinden erdulden muste, auf das höchste stiegen, so konte der König den Unglücksfällen dieses Monarchens

chens nicht länger gleichgültig zusehen. Der König gieng mit einer starcken Armee nach Böhmen, und nunmehr bekam alles eine ganz andere Gestalt. Als die Königin von Ungarn von diesem Einfal Nachricht erhielt, sagte sie: "Gott weis mein Recht, er wird mich "wohl beschützen, wie er bisher gethan hat." Ein bekanter General lies sich zu gleicher Zeit gegen die Königin verlauten: "Wir können "bey dermaligen Umständen freylich dem Kö- "nige in Preussen nicht verwehren, daß er "sich des Königreichs Böhmen bemeistere. Wie "lange er es aber behalten wird, das ist eine "andere Frage." Es scheint, als wenn diese Prophezeiung damals so ziemlich eingetroffen. Die Eroberung von Prag war das erste, wodurch der König diesen Feldzug bekant machte, aber diese Stadt wurde auch so bald wieder verloren, als sie war eingenommen worden. Hierauf folgte 1745 den 4. Junii der berühmte Sieg bey Hohenfriedberg. Wenig Tage vor der Schlacht schickte der allerchristlichste König den Ritter de la Tour an den preußischen Monarchen, ihm die Nachricht von dem Siege bey Fontenoy zu überbringen. Nachdem er sich seines aufgetragenen Geschäftes entlediget hatte, bat er ihn, ihm zu erlauben, daß er noch eine Zeitlang bey seiner Armee bleiben möchte. Sie

wol-

wollen also sehen, antwortete der König, wer Schlesien behalten wird? Nein Sire! erwiederte der Herr de la Tour, ich will nur ein Zeuge von demjenigen seyn, was Ew. Majestät thun werden, Dero Feinde zu züchtigen und ihre Unterthanen zu vertheidigen.

Auf den Sieg bey Hohenfriedberg folgte der Sieg bey Sor den 30. September, und im November die Niederlage der Sachsen bey **Großhennersdorf**. Bey diesem letztern Vorfall muß man den Sachsen den Ruhm widerfahren lassen, daß sie mit vielem Muth und Entschlossenheit gefochten. Ein Beweis davon sind die eignen Worte des Königs, der in einer Relation von dieser Begebenheit ihnen das Lob gab: **Die Sachsen haben mit so vieler Tapferkeit gefochten, daß, wenn ihre treulosen Alliirten ihnen beygestanden hätten, der Sieg noch zweifelhaft gewesen seyn würde.** Er zielte hiermit auf die Oesterreicher, die nicht weit davon standen, aber unbeweglich wie die Bildsäulen blieben, und nicht die geringste Bewegung machten, ausser daß sie hernach nach Böhmen flohen, welches sie mit einer solchen Geschwindigkeit thaten, als wenn sie Flügel hätten. Der König schrieb nach dieser

ſer Begebenheit folgenden laconiſchen Brief an den Fürſten von Anhalt: J'ai frapé mon coup en Luſace. Frapez le votre à Leipſic, & je compte de vous revoir à Dresde. **Ich habe meinen Streich in der Lauſitz ausgeführet. Volführet den eurigen in Leipzig! ſo hoffe ich euch in Dresden wieder zu ſehen.** Kaum hatte der Fürſt den Brief erhalten, ſo machte er alle Anſtalten, die ſächſiſchen um Leipzig ſtehenden Truppen zu vertreiben. Er verjagte ſie von hier, und bahnete ſich den Weg zu der berümten Schlacht bey **Keſſelsdorf.**

Nach dieſem blutigen Treffen hielt der König als Sieger, aber als ein beſcheidener Sieger, ſeinen Einzug in Dresden. Hier bezog er den Pallaſt des Fürſten Lubomirsky, begegnete den Prinzeßinnen und Dames mit vieler Leutſeligkeit, und legte den ſächſiſchen Truppen vieles Lob bey. Er wandte ſich hierauf zu den Dames. **Ich ſehe wohl** ſagte er, **daß, ſo ſehr ſie ſich auch ſtellen, mich gern zu ſehen, ſie mich doch noch lieber weit von hier wünſchen werden. Meine Abreiſe hängt von dem Könige in Polen ab; ich bin nach Sachſen gekommen, den Frieden zu erbitten, und man hat Krieg führen müſſen. Ich wünſche**

sche weiter nichts, als ihn zu endigen weil ich überzeugt bin, daß das Schicksal der Waffen nur die Dauer eines Tages hat, ich aber weit entfernt bin, zu glauben, daß mein Glück dauerhaft seyn werde. Indessen wird man doch den Unterschied sehen, der zwischen meinen und den feindlichen Truppen ist; und ob ich gleich versichert bin, daß, wenn man in meine Staaten gekommen wäre, man alles mit Feuer und Schwerd verheeret haben würde: so werde ich dennoch den geringsten Exceß, den meine Truppen hier begehen solten, auf das härteste bestrafen lassen. Die Gräfin von Watzdorf wolte die Partey der sächsischen Truppen nehmen. Ich glaube wohl, Madame! unterbrach sie der König, daß an den Orten, wo sich der Herr Graf von Rutowsky befunden haben würde, dergleichen nicht vorgefallen wäre. Die Höflichkeit und edle Denkungsart dieses Generals ist mir zu gut bekant, als daß ich dergleichen Argwohn auf seine Kosten schöpfen solte. Würde er aber wohl, Madame! Herr über die Ulanen, Bosniaken und österreichischs Truppen gewesen seyn? Urtheilen sie davon aus ihrer Aufführung in Baiern, Schlesien und Sachsen

selbst

ſelbſt / welches ſie doch zu beſchützen gekommen waren. Die Gräfin wuſte nichts hierauf zu antworten. Die Ausſchweifungen der Armee des Generals Grüne und des Prinzen Carls waren noch in zu friſchem Andenken, als daß man ſie ſo bald hätte vergeſſen können. Der hierauf erfolgte Friede machte allen dieſen Bedrückungen ein Ende.

Schon vorher hatte das bisherige Misverſtändniß, welches zwiſchen den Höfen zu London und Berlin geherrſchet hatte, angefangen, ſich in eine glückliche Harmonie zu verwandeln. Da inzwiſchen die Regierungsart beyder Völker himmelweit unterſchieden iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß auch ihre Denkungsart voneinander in vielen Stücken abweicht. Wenig Jahre vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs kam einer von denjenigen ſtolzen Engländern, die man **Olde Britons** nennet, auf ſeinen Reiſen nach Berlin, und machte dem Könige ſeine Aufwartung, der ſich ein paar Minuten mit ihm unterredete. Der Monarch tadelte in dieſer Unterredung die britanniſchen Geſetze, die die Unterthanen berechtigen, die Waffen wider ihren Oberherrn zu ergreifen. Der Britte ſuchte die Verfaſſung ſeines Vaterlandes zu rechtfertigen. O, verſetzte der König, wenn

ich König von England wäre, so wolte ich nur in einem Jahre = = Aber Sire, unterbrach ihn der Engländer mit vieler Freymüthigkeit, **bey ihrer Denkungsart würden Sie nicht einen Tag König von England bleiben.**

Ich übergehe die Zeit, da König Friedrich von 1746. bis 1756. seine Unterthanen als ein Vater und Weltweiser in Frieden regierete, und zu Sans-Souci, diesem wirklich königlichen Lustschlosse, welches er sich nach seiner eigenen Erfindung bauen lassen, und es 1748. bezog, in den Armen der Ruhe sich mit den Wissenschaften vergnügte, die von den Königen nur zu oft verachtet werden. Die zehen Jahre des Friedens und der Glückseligkeit sind für eine vollständigere Sammlung von Tischreden aufbehalten. Ich will mich nur zu demjenigen Krieg verfügen, der die Völcker Europens noch jetzt drücket, und worin König Friedrich die ihm eigenthümliche Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit seiner Seele bey mehr als einer Gelegenheit blicken lassen.

Das erste, was in diesem Kriege vorgieng war der Einfall der preußischen Trouppen in Sachsen und die Uebernehmung der ganzen sächsischen Armee. Die ganze Welt weis, unter was für Umständen solches geschahe. Als die

die eingeschlossenen Sachsen in ihrem Lager auf das äusserste gebracht waren, hielten die Generals in demselben einen Kriegsrath über den andern; aber es kam immer nichts anders heraus, als man müsse sich ergeben. Das Resultat des zweyten Kriegsraths überbrachte der Generalmajor von Gersdorf in Gegenwart des Königs von Polen dem Premierminister von Brühl, von welchem es hierauf verlesen wurde. Der König brach im währenden Lesen zu verschiedenen mahlen in die Worte aus: „Mein Gott, woran denken sie? Wollen sie denn meine Armee aufopfern, ohne „einen einzigen Schuß zu wagen? Die Generals werden grosse Ehre davon haben. „Sollten sie nicht dencken, daß sie ihren guten „Namen dadurch verlieren? Ist es wohl „erlaubt, sich also aufzuführen? Und warum „wollen sie nicht meinen Befehlen gehorsamen? Fehlt es ihnen vielleicht an Muth zu „fechten? Der General antwortete darauf: „Keinesweges, allergnädigster Herr, allein „die Folgen davon wären gewesen, daß so viele brave Leute ihr Leben eingebüsset hätten, „ohne Ew. Majestät den geringsten Vortheil „dadurch zu verschaffen. Was habe ich da„von, versetzte der König, wenn sie sich „samt der ganzen Armee zu Kriegsgefangenen „ergeben? Es hätte uns mehr Ehre gebracht,

„wenn zwey Drittheile auf dem Platze geblie„ben wären.„ Der General Gersdorf fuhr fort dieselben Entschuldigungen zu machen, und wendete unter andern den Mangel an Kriegsmunition vor, wodurch Se. Majestät um so viel mehr aufgebracht wurden, weil man sie immer versichert hatte, daß noch so viel Pulver da wäre, daß jeder Soldat 120. Schüsse thun könnte. Allein der General versicherte, daß nicht mehr als 60. Ladungen auf jeden Mann vorhanden wären. Der König antwortete hierauf, daß man seinem Befehl auf solche Art schlecht nachgelebt hätte, und daß bey dem allen 60. Patronen auf jeden Soldaten schon genug wären. Nach geendigter Verlesung erzählte der Generalmajor, daß gleich bey seiner Abreise der General Winterfeld angelanget sey, um mit dem Feldmarschall Rutowsky die Bedingungen zu verabreden. Mit der äussersten Verwunderung hörte der König diese Nachricht an, und gab endlich dem General Gersdorf den Befehl, daß er den übrigen Generals sagen sollte, wie Se. Majestät keinesweges entschlossen wäre, die geringste nachtheilige Bedingung einzugehen, und sie sollten auch keine von ihm erwarten. Er sollte ihnen also nur sagen, daß der König fest darauf bestünde, den Feind anzugreifen; daß er lieber sterben und zugleich mit

ihnen

ihnen sein Leben einbüssen, als eine solche Schande überleben wolte. Es sey ganz unerhört, daß eine Armee, ohne einen Schuß zu thun, das Gewehr strecken solte. Das nachfolgende Schicksal dieser Armee hat endlich gewiesen, ob dieser Plan thunlich gewesen wäre oder nicht.

König Friedrich durchwandelte inzwischen die dornigte Laufbahn mit aller ihm eignen Grösse der Seele. Zu **Loboschitz** und **Prag** erndeten seine Helden ganze Wälder von Lorbern ein. Aber der letzte Ort war es auch, wo sie einen ihrer würdigsten Helden verloren. **Schwerin** riß in dieser blutigen Schlacht einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und gieng mit solcher vor seinem Regiment her und munterte sie auf, die Ehre ihres Königs zu rächen. Kaum war er auf diese Art zwölf Schritte gegangen, als ihn ein Cartätschenschus zu Boden stürzte. Der General **Manteufel** nahm die Fahne und gab sie dem Fähndrich wieder, der aber auch den Augenblick getödtet wurde. Inzwischen folgte auf **Schwerins** Tod der Sieg. Der König gieng nach der Schlacht selbst auf den Platz, wo dieser würdige Greis noch in seinem Blute auf dem Bette der Ehren lag. Er betrachtete ihn schweigend, die Thränen stie-

gen ihm in die Augen, und er brach endlich in die Worte aus: **In dir habe ich meinen Vater verlohren!**

Nach der unglücklichen Schlacht bey Collin schrieb der königliche Philosoph an den Milord Marschall, Gouverneur von Neufchatel: **Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehret. Ich hätte mir dies vermuthen sollen. Es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erkläret sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. In Wahrheit, ich mußte mehr Infanterie haben. Das Glück, mein lieber Lord, flösset oft ein schädliches Zutrauen ein. Drey und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60000. Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein ander Mahl wollen wir unsere Sachen besser machen. Was sagen sie von diesem Bündniß, welches blos auf den Marggrafen von Brandenburg sein Absehen hat. Wie sehr würde der grosse Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Teutschland und hunderttausend Mann französischer Hülfstrouppen im Handgemenge sehen solte. Ich weis nicht, ob es mir ei-**

eine Schande seyn wird unterzuliegen: aber das weis ich gewis, daß es keine grosse Ehre seyn wird, mich zu überwinden. In einem andern Schreiben, so dieser Monarch nach der Schlacht bey Lissa an die Kayserin Königin eigenhändig ablies, druckt er sich von diesem ihm unglücklichen Tage folgender Gestalt aus: « « und ohne der Schlacht vom 18. Junius, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kan seyn, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Grosmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Das heißt die Schicksale seinem Witze zinsbar machen.

Sich für die bey **Collin** empfundene Tücke des Glücks wenigstens einigermassen schadlos zu halten, gieng König **Friedrich** der vereinigten Reichs- und französischen Armee entgegen, die ihm zu keiner unglücklichern Zeit in den Wurf kommen konte. Sie empfand bey **Rosbach** seinen Stab Wehe, und ohnerachtet dieser Sieg der Preussen für jene von ungemein nachtheiligen Folgen war, so war er doch mit zu vielen theils lustigen theils

ernsthaften Auftritten verknüpft, als daß ich mich bey solchem nicht ein wenig aufhalten solte. Als der König bald nach dem Uebergang über die Saale den Tod des tapfern Generals von **Winterfeld**, und zugleich den schwedischen Einfall in Pommern erfuhr, konte er nicht umhin, in die Worte auszubrechen: **Wider die Menge meiner Feinde werde ich schon noch Mittel finden können; aber ich werde wenige Winterfelds wieder antreffen.** Der König gieng darauf in Person nach Erfurt, und den 15. Sept. mit dem Prinzen Heinrich nach Gotha. Er fertigte sofort einen von seinen Officiers mit einem Compliment an den Herzog ab, und ließ Sr. Durchlaucht melden, daß er gern das Vergnügen genieſſen wolte, mit ihm zu Mittage zu speisen. Dieser Officier traf eben zu der Zeit auf dem Friedenstein ein, als sich der Herzog zur Tafel setzen wolte. Einen Augenblick darauf erschien der König selbst, und sagte, indem er den Herzog umarmte: **Ich habe mit Fleiß den Augenblick erwählet, da ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht an der Tafel seyn würden, um ohne Umstände empfangen zu werden, und die Mittagsmahlzeit freundschaftlich mit ihnen einzunehmen.** So unvermuthet dieser Besuch kam, so gros war die Freude, die er erregte.

regte. König Friedrich bezeigte sich die Mahlzeit über ungemein aufgeräumt, und seine lebhaften und geistreichen Gespräche liessen nichts von den grossen schweren Thaten spüren, die seine Seele nächstens zu verrichten willens war. Nachdem er sich von dem ganzen gothaischen Hofe beurlaubet hatte, gieng er wieder zu seiner Armee zurück. Hierauf erfolgte den 19ten das merkwürdige Scharmützel bey Gotha. Der König muste hierauf verschiedener Umstände willen wieder bis Torgau zurückgehen, um die Mark zu unterstützen, in welche inzwischen der General Haddick eingedrungen war.

Auf der Durchreise durch Leipzig, welche den 15ten October geschahe, gönnete der König den Musen einen sehr günstigen Blick; wovon dessen Unterhaltung mit dem Prof. Gottschedt ein thätiger Beweiß ist. Der König ließ den deutschen Dichter an dem jetztgedachten Tage, Nachmittags um 3. Uhr, zu sich kommen, und unterredete sich mit ihm von vielerley Materien aus den schönen Wissenschaften, der Historie, den Sprachen und Uebersetzungen, und dis dauerte bis um halb 7. Uhr. Als unter andern auch von der Fähigkeit der deutschen Sprache im Ausdrucke sanfter Leidenschaften und zärtlicher Empfin-

dungen die Rede war, und der Prof. Gottschedt die Parthey der Deutschen nahm, so schlug der König im Rousseau eine Ode auf, und versicherte dabey, daß es sehr schwer seyn würde, diese Ode mit gleicher Schönheit und Kürze deutsch zu geben. Der leipzigsche Professor erbot sich einen Versuch mit einer Strophe zu machen, und der König schlug ihm dazu folgende vor:

Sous un plus heureux auſpice
La Déeſſe des amours
Veut, qu'un nouveau ſacrifice
Lui conſacre vos beaux jours.
Déjà le buche s'allume,
L'autel brille, l'encens fume,
La victime s'embellit,
L'amour même la conſume,
Le Myſtere s'accomplit.

Dem Monarchen das Vorurtheil von der Rauhigkeit unſeret Mutterſprache zu benehmen, und ihn von ihrer edlen Einfalt und Stärcke in dem Ausdruck der schönen Leidenſchaften zu überführen, überſetzte der Prof. Gottſchedt dieſe Ode folgendergeſtalt:

Mit ungleich glücklicherm Geſchicke
Gebeut die Göttin zarter Pein
Ihr deine ſchönen Augenblicke

Zum

Zum Opfer noch einmal zu weyhn;
Der Holzstos hebt an aufzugehn.
Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen schon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird gedoppelt schön.
Durch Amors Gluth ist es verflogen,
Und das Geheimnis wird vollzogen.

Ich zweifle sehr, daß der deutsche Apol seinen Endzweck durch diese Uebersetzung bey dem Monarchen werde erreicht haben. Inzwischen schrieb er ihm doch mit der ihm eigenen Leutseligkeit folgende Antwort zurück: Je vous remercie de la Strophe de Rousseau. Je m'étonne, que vous l'aïez pu rendre en Allemand. **Ich danke ihnen für die Strophe aus dem Rousseau. Ich erstaune, daß sie solche in das Deutsche übersetzen können.** Herr **Gottschedt** nahm diese Schmeicheley für Ernst auf, und that sich in den öffentlichen Blättern was rechts darauf zu gute. Ja er vergaß in einem Schreiben an den Herrn Regierungsrath **Lichtwehr** nicht, sorgfältig anzumerken, daß sich der König bey ihm auch nach seiner Freundin erkundiget habe.

Dem sey nun wie ihm wolle, so verfertigte der König bey dieser Gelegenheit das bekante Gedicht: Le Ciel en dispensant ses dons u. s. f.

u. ſ. f. und überſchickte es dem Prof. Gottſchedt Abends um 9. Uhr mit dem Vermelden, daß Se. Majeſtät des andern Morgens früh um 7. Uhr von Leipzig abgehen würden. Um ſich alſo für die bisher genoßene Ehre zu bedancken, ſetzte ſelbiger folgende Zeilen auf, die er auch noch um halb zehen Uhr Abends überſchickte:

Den Cäſar dieſer Zeit, im Siegen wie im Schreiben,
Ehrt längſt das teutſche Muſenchor;
Sein eigner Wehrt hebt ihn empor,
Wie könt ihr Pindus Ihm die Lorbern ſchuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht
Auch ungenant durch manches Lied erhoben,
Iſt Dir kein teutſcher Reim zu ſchlecht,
So wird er Dich gewiß bey ſpäter Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorberhaine:
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
Dein ſiegreich Schwerdt iſt längſt umlaubt,
Und Dein Bewundrer bleibt
der Deine.

Gottſchedt.

Man könte den Namen weglaſſen, und ich wolte wetten, es würde kein Kenner der Dichtkunſt die handfeſte Muſe des Herrn Profeſſors in dieſen Zeilen verkennen. Der König verließ hierauf Leipzig und deſſen Afterapol,

und

und gieng nach Torgau; kam aber Mittwochs den 26ten October bereits wieder zurück. Noch denselben Tag erhielt der Professor **Gottschedt** Nachmittags um 3. Uhr abermal Befehl, Sr. Majestät aufzuwarten. Er gehorsamte, und der königliche Weltweise unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm von den freyen Künsten und schönen Wissenschaften; befahl ihm zugleich an, den folgenden Tag um eben diese Zeit wieder zu kommen, und etwas von der Arbeit seiner Frau mitzubringen. Herr **Gottschedt** erschien, und brachte eine Antwort auf das obengedachte Sinngedichte des Königs mit, die der Monarch vom Anfang bis zu Ende laut herlas; ob sie gleich einen ganzen Bogen, compres gedruckt, stark ist. Schwerlich würde ein österreichischer Wachtmeisterlieutenant diese Gedult gehabt haben. Das Gespräch fiel diesmal vornehmlich auf die berühmtesten französischen Tragödienschreiber, und dauerte bis 8. Uhr, ohnerachtet die Armee denselben Tag bey Leipzig angekommen war, und der König während der Unterredung mehr als einmal hinausgieng, die nöthigen Ordres zu ertheilen. Die Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes war bey diesem Monarchen ausserordentlich, der bedenklichen Umstände ohnerachtet, worin er sich damals befande.

Er

Er wuſte die Verdienſte der vornehmſten Schriftſteller faſt aller Nationen auf das genaueſte zu beſtimmen; er kante den Werth eines Ariſtoteles, Descartes, Malebranche, Locke, Leibnitz und Wolf, eines Bünau, Bar und Maſcow, eines Cicero, Mosheim, Reinbeck und Quandt, eines Virgil, Horaz, Corneille, Racine, Crebillon, Rouſſeau, Voltaire, Canitz und Pietſch. Kurz, er ſprach von den Wiſſenſchaften als ein Meiſter. Zum Beſchluß laß er dem leipzigſchen Gelehrten noch eine franzöſiſche Ueberſetzung der 29ſten Ode des Horaz im 3ten Buche vor; worin ſonderlich die vier letzten Strophen merkwürdig ſind: Fortuna ſaeuo laeta negotio Ludum inſolentem ludere pertinax u. ſ. f. Vielleicht iſt dies eben dieſelbe Ode, die in dem erſten Theil der poetiſchen Werke dieſes Monarchen unter der Aufſchrift an den Graf von Brühl bekannt iſt. Die vier letzten Strophen des Horaz lauten daſelbſt ſo:

„Lerne das unbeſtändige und flatterhafte „Glück kennen. Die treuloſe beluſtiget ſich „an den grauſamſten Unglücksfällen; ſie hin„tergehet den Weiſen wie den Pöbel, und „ſpielet trotzig mit der ganzen ſchwachen „Welt. Heute verbreitet ſie über mein „Haupt alle ihre Gunſtbezeugungen, und

„mor-

„ morgen bereitet sie sich schon, sie einem an-
„ dern zu ertheilen.

„ Wird sie ihren seltsamen Unbestand bey
„ mir aufhören lassen, so soll ihr mein Herz
„ für das Gute danken, das sie mir erweisen
„ wird. Will sie aber ihre Gunstbezeugun-
„ gen an einem andern Ort austheilen; so
„ gebe ich ihr ihre Geschencke ohne Verdruß,
„ ohne Reue zurück. Voll von einer stärkern
„ Tugend umarme ich die Armuth, wenn sie
„ mir zum Heirathsgut nur Ehre und Tugend
„ mitbringt. „

Bisher hatten die Musen einige gnädige Blicke von dem königlichen Weltweisen erhalten; nunmehr verlangte auch Mars sein Opfer. Wem ist wohl die Schlacht bey **Rosbach** unbekant? Und die erfolgte 8. Tage hernach, den 5. November. Das überlegene Genie des Königs schlug hier 70000. Franzosen und Reichstruppen mit ohngefehr 20000. Mann, mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wenig Tage zuvor von denen Wissenschaften gesprochen und ein Sinngedichte verfertiget hatte. Die vereinigte Armee der Feinde war ihres Sieges so gewiß und auf ihre Menge so stolz, daß ihre Feldherren auch höhnisch fragten: „ob man auch Ehre davon

„ hät-

"hätte, mit einem so kleinen Haufen zu schla-
"gen?" Ihr Plan war: die kleine preußische Armee in einem Triangel einzuschliessen, ihr in die Flanque zu fallen, und mit gänzlicher Verhinderung der Retirade es dahin zu bringen, daß die preußische Armee niedergeschossen, oder der König in dieser Verlegenheit zu allem, was man ihm vorschreiben würde, gezwungen werde. Der Prinz von Soubise hatte so viel Vertrauen auf seine gerechte Sache, daß er auch wenige Stunden vor der Schlacht einen Courier nach Versailles schickte, und Sr. allerchristlichsten Majestät versichern lies, daß er bald die Ehre haben würde, den König von Preussen gefangen nach Paris zu liefern. Der Courier überbrachte diese Hofnung eben, da der Hof bey Tafel saß, und die Herzogin von Orleans konte nicht umhin, hierauf zur Antwort zu geben: **Das wäre mir lieb; so wüste ich doch, daß ich in meinem Leben einmal einen König zu sehen bekäme.** Man kan sich leicht einbilden, was nach diesem schönen Versprechen es für einen Eindruck an dem Hofe des allerchristlichsten Königs gemacht haben müsse, als wenig Tage darauf ein anderer Courier eintraf, und die Nachricht von der Niederlage der Franzosen überbrachte. Der

Prinz

Prinz von Soubiſe meldete ſolche ſelbſt in folgendem Briefe an den König:

Sire!

»Ich ſchreibe Ew. Majeſtät in der gröſten »Verzweifelung. Dero Armee iſt völlig »geſchlagen.«

Der König begegnete inzwiſchen nach ſeinem erfochtenen Siege den gefangenen Officiers auf das leutſeligſte, und ſuchte ihnen ihr Schickſal zu erleichtern. Er ſagte zu dem Marquis de Cuſtine, indem er ihm ſeinen Degen wiedergab: Je ne puis pas m'accoutumer à regarder les François comme ennemis. Ich kan mich noch immer nicht gewöhnen, die Franzoſen für Feinde zu halten. In einem Dorfe fand der König nach der Schlacht einen franzöſiſchen Officier, der an den Kinderblattern krank lag, und ſich ſogleich zum Kriegsgefangenen unterwarf. Allein der König beſaß zu viel Mitleiden und Grosmuth, als daß er ihn in dieſen Umſtänden dafür erkennen ſolte. Er gab zur Antwort: Ich mache keine Gefangene, als vor der Spitze des Degens. In Merſeburg beſuchte der Monarch den 9ten November die verwundeten Generals und Officiers, ſo auf dem dortigen Schloſſe verpflegt

wurden. Unter andern widerfuhr dieſe Ehre auch einem ſchwer verwundeten Marquis, der auch hernach an ſeinen Wunden ſtarb. Getroſt, Herr Marquis! redete ihn der Monarch an, die heftigſten Schmerzen währen am kürzeſten. »O, Sire! rufte hierauf der Marquis aus, »wie weit über»treffen ſie den Alexander! Jener marterte »ſeine Gefangene zu Tode, aber Sie gieſſen »Oel in ihre Wunden.«

Weil ich mich hier in keine weitläuftige Beſchreibung dieſer Schlacht einlaſſen kan, ſo will ich ſtatt deren die Nachricht mittheilen, die der wieneriſche Hof von dieſer Begebenheit bekant machen lies, und in einer Samlung von Tiſchreden eine vorzügliche Stelle verdienet. »Der Prinz von »Soubiſe, heiſt es daſelbſt, und der Prinz »von Hildburghauſen, griffen den König von »Preuſſen den 5ten November tapfer an; »aber die Nacht übereilte ſie, ehe ſie mit ihm »fertig werden konten. Sie hielten alſo für »gut, zurücke zu gehen, und thaten es auch »ohne erheblichen Verluſt und ohne verfolgt »zu werden. Sie paßirten die Unſtrut, und »zogen ſich durch Thüringen zurück, um die »hinter ihnen liegenden Reichslande wider »die gewaltſame Einfälle dieſes Königs zu

»de-

»decken.» Die Berichte und Schreiben einzeler Personen, die bey diesem Vorfall gegenwärtig gewesen waren, lauteten etwas weniger nachläßig. Ich kan nicht umhin, bey dieser Gelegenheit einer Prophezeiung zu gedenken, die nur alzusehr eingetroffen ist. Als die französische Armee unter Anführung des Prinzen Soubise über den Rhein gieng, nahm sie verschiedene Schweitzerregimenter mit, die aber sehr ungerne wider die Deutschen fechten wolten. Unter andern widersetzte sich der Oberste Lochmann mit vieler Freimüthigkeit. Der Prinz von Soubise wurde ungehalten über den Obersten und fragte ihn: »Wozu sind denn die Schweitzer nütze?» Der Oberste versetzte geschwind: »Ihren Abzug »zu bedecken, gnädiger Herr! wenn sie sich »etwa zurückziehen solten.» Diese Weissagung stund dem Prinzen nicht an, und der Oberste ward in Verhaft genommen.

Unter andern waren nach dieser Schlacht auch zwey französische Proviantofficiers von den preußischen Husaren gefangen worden. Ihre Befreyung zu erhalten, überreichten sie dem Könige folgendes Gedicht:

Deux François, Commis au Fourage,
Vous le savez, sont Vos captifs,

Et de Vos Houſards trop actifs,
Ont eſſuyé l' affreux pillage.
Ah! plaiſe à Votre Majeſté
De nous rendre la liberté,
Certes, Grand Roi, pour Votre Gloire
De tels captifs ſont des Zeros;
Mais en ſignant leur Demiſſoire,
Vous graverez dans leur Mémoire,
Qu' en tout *Frederic* eſt un Heros.

»Zween franzöſiſche Fourageſchreiber ſind, »wie Ew. Majeſtät wiſſen, Dero Gefangene »und haben von ihren allzugeſchäftigen Hu»ſaren eine erſchreckliche Plünderung erlitten. »Ach, möchte es Ew. Majeſtät gefallen, uns »die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, groſ»ſer König! für Dero Ruhm ſind ſolche Ge»fangene nur Nullen; wenn ſie aber ihre Er»laſſung unterzeichnen, ſo werden ſie deren »Andencken einprägen, daß Friedrich in al»lem ein Held iſt.

Der König gieng nach dieſem Siege dem bedrängten Schleſien zu Hülfe. Unterweges kam eine Hiobspoſt nach der andern an. Zu Groſſenhain vernahm er die Uebergabe der Feſtung Schweidnitz, zu Naumburg an der Queiß die verlohrne Schlacht bey Breslau, bald hernach den Rückzug der beverſchen Armee

mee über die Oder, die Gefangenschaft des Hertzogs, und die Uebergabe der Stadt Breslau.

Eine dieser traurigen Nachrichten wäre schon allein im Stande gewesen, die gröste Standhaftigkeit zu ermüden. Nur König Friederichs Seele ward dadurch nicht erschüttert. Sie strahlte wie eine helle Sonne durch alle trübe Wolken hindurch, machte Plane, und führte sie mit der gröstenGegenwart des Geistes aus. Er zog die wenigen Trümmern der beyerschen Armee an sich, die von 20000 auf 6000 Mann geschmolzen war. Er führete seine Truppen wider die Feinde, und redete seine Generalen zu, » jetzt ihren » Muth und Eifer zu zeigen. Jetzt sey es » Zeit, jetzt erfordere es die Noth, unerschro» cken für das Vaterland zu fechten. » Es war keiner, der nicht verlangte, wider seinen Feind angeführet zu werden. Sie zeigten ihre Tapferkeit in der Schlacht bey Lissa den 5ten Decembr. wirklich, und eine Wachtparade von 36000 Mann schlug ein Heer von 80000, und nahm an die 40000 Mann nach und nach gefangen. Der König druckt sich von dieser Schlacht und ihren Folgen in einem Schreiben an die Kaiserin Königin so aus: Sie hatten zwar einige Vortheile in

Schleſien, aber dieſe Ehre war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht iſt mir des vielen dabey vergoßnen Bluts wegen noch erſchrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu Nutz gemacht, und Breslau wieder eingenommen, wobey ich eine Menge von Gefangenen, und noch dazu von einem ſehr hohen Range, gemacht habe. Bey Liegnitz habe ich gezeiget, daß ich kein ſolcher Tirann bin, für den man mich ausgiebt, und ich hoffe, Schweidnitz auch wieder in meine Gewalt zu bekommen, ſo daß ich im Stande ſeyn werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken.

Der König hielt ſein Wort richtig; er eroberte Schweidnitz mit geringem Verluſt, fiel in Mähren ein, und belagerte Olmütz. Dieſe Unternehmung ward auf das geheimeſte geführet. Der König verbot gleich nach der Einrückung in Mähren allen Briefwechſel von Neuigkeiten auf ſechs Wochen. Er ſelbſt gab in ſeinen Briefen ſeinen Soldaten ein Beyſpiel von der ihnen befohlnen Verſchwiegenheit. Er ſchloß unter andern einen Brief an den Marquis d' Argens ſo: Ich wolte euch gern etwas neues ſchreiben, mein lieber Marquis; es iſt aber auf das

ſchärf-

ſchärfſte verboten, in ſechs Wochen nicht das geringſte von der Armee zu ſchreiben. Ein anderer ſeiner Favoriten bekam auf die Zumuthung, ihm doch etwas neues zu melden, zur Antwort: Chriſtum lieb haben iſt beſſer denn alles wiſſen.

Jederman weiß, was den König zur Aufhebung dieſer Belagerung gezwungen. Seine Erblande erforderten ſeinen Beiſtand wider die Ruſſen, die allenthalben traurige Fusſtapfen ihrer Gegenwart zurück lieſſen. Der König ſchlug ſie bey Zorndorf, und rächete durch die Niederlage, die ſie an dieſem Tage erlitten, die Grauſamkeit, die ſie an der Stadt Küſtrin ausgeübet hatten.

Von dieſer Zeit an war das Kriegsglück abwechſelnd, und die Göttin des Siegs ſchmeichelte bald unſren, bald unſrer Feinde Fahnen, bis um die Mitte des 1760ten Jahres, da ſie uns gänzlich treulos zu werden ſchien. Gewiß vor der Schlacht bey Liegnitz ſahe es mit uns und unſrer gerechten Sache ziemlich bedenklich aus. Aber unſre Feinde hatten vergeſſen, daß wir in dergleichen Umſtänden gerade am unüberwindlichſten ſind; Rosbach und Liſſa hätten ſie indeß daran erinnern ſollen. In der Schlacht bey Liegnitz

wo Se. Excellenz, der Herr General von Laudohn die Ehre hatte, von uns geschlagen zu werden, fochten unsre Soldaten mit solchem Muth und mit solcher Gegenwart des Geistes, daß auch der König nicht umhin konte, seinen Gefallen darüber mit den Worten an den Tag zu legen: Nun sehe ich einmahl wieder die alten Preussen fechten.

Damit indessen der Herr General Daun über die, seinem Herrn Collegen, dem Herrn General Laudohn erwiesene Gefälligkeit nicht eifersüchtig werden möchte, so befand es der König für gut, nicht lange hernach, bey Torgau auch ihn zu schlagen. Ein berühmter Dichter hat diesen Sieg durch eine Ode an den Fabius verewiget, die zu schön ist, als daß ich sie hier nicht einrücken solte.

Ode
an den Fabius,

Horat.

\- - - Quae juga Dauniae
Non decolorauere caedes?

O Fabius, gereut dich nach drey Jahren
Dein glückliches Verziehn?
Wo waren deine Felsen? waren
Die Felsen nicht mehr steil für ihn?

Ver-

Vergiſſeſt du, wie man bey Nacht dem Sieger
Ins müde Lager ſtreift?
Und wie man eine Hand voll Krieger
Mit einem Ocean erſäuft?

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank ſchickt,
Indeſſen man, ſein Heer zu ſchonen,
Von ſichrer Höh weit um ſich blickt?

Wer nimmt ſich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Baſſen an,
Und ſtraft den ſtolzen Potentaten,
Der ſelbſt regieren will und kan?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürſten,
Nach Beute lüſtern ſind,
An dieſem wunderbaren Fürſten,
Der ſeine Schlachten ſelbſt gewinnt?

Und, ach! wer rächt die Zunft der ſchönen Geiſter,
Nun du geſchlagen biſt,
An einem Könige, der Meiſter,
In allen ihren Künſten iſt?

Weh deinem Pontifex, der ſtets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kan ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm beſteht.

Ich erinnere mich bey Gelegenheit dieser Ode an ein anderes vortrefliches Gedicht, welches bey Gelegenheit der Befreyung der Stadt Colberg zum Vorschein kam. Der Verfasser desselben hat eine Ewigkeit verdient, wenn er gleich nichts als diese Ode gemacht hätte. Warum haben die Oesterreicher nicht solche vortrefliche Helden, als die Preussen? = = Weil sie keine so schönen Dichter haben, deren unsterblichen Gesänge sie nach grossen Thaten lüstern machen. = = Oder warum haben die Oesterreicher keine so schönen Dichter als die Preussen? = = Weil sie keine so vortrefliche Helden zeugen, derer grosse Thaten sie begeistern und ihre Saiten stimmen. Hier ist das Gedicht.

Lied
Der Nymphe Persanteis *)
Colberg den 24. September 1760.

Er siegt, mein Perseus siegt! = = Ihr Freudenzähren
Erstickt nicht meinen Lobgesang! = =
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang.

Hier, wo der Belt mein Colberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad umzieht,

Saß

*) Der Fluß, woran Colberg liegt heist die Persante.

Saß ich und sang entzückt der horchenden Tritonen
Von meinem Freund ein Lied.

„Er schlug das Raubthier jüngst, das der beschneite
„Riphäus auf mich ausgespien,
„Als ich verlassen von den Göttern, seine Beute
„Unwiederbringlich schien.“

Ich sangs; als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerisnen, feuerspeinden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreymahl neun Tage lang.

Ha, welche Flammenströme schos die Hyder
Nach seinem Leben? - - Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder.
Da wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen:
Ich feyre dankbar meinen Held,
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen
Vom Ostwind aufgeschwellt.

Ihm

Ihm selbst will ich, wenn er den Strand begrüsset,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln; denn mein Flus ist arm, ein Ambra fliesset,
Kein Goldsand rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren,
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die du jüngst
Besaitet hast, in welche du den Kampf der Götter,
Mit den Titanen singst.

Der Sieg bey Torgau machte uns ruhige Quartiere und erhielt uns in dem Besitz von Sachsen. Beydes würden wir sonst wohl schwerlich gehabt haben. Der König hielt sich die gröste Zeit des Winters über in Leipzig auf und beschäftigte sich wiederum zuweilen mit den Musen. Nur war er in der Wahl ihrer Lieblinge diesmahl glücklicher, als vor der Schlacht bey Rosbach. Der Herr Professor Gellert hatte diesmahl die Ehre, sich mit ihm zu unterhalten. In der Mitte des Decembers lies ihn der König zu sich rufen und unterredete sich einmahl von 4 Uhr bis gegen 6 mit ihm von den schönen

Wis-

Wissenschaften, der Litteratur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret hatte und mit der Herr Prof. Gellert die seinige auch curiren solte.

Das Gespräch war ohngefähr so:

Der König. Ist er der Professor Gellert.

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel guts von ihm gesagt. Wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine gute teutschen Schriftsteller haben?

Der Major Quintus Icilius. Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den teutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel. Hat er den La Fontaine gelesen.

Gellert. Ja Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet. Ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majestät sind einmal gegen die Teutschen eingenommen, —

Der

Der König. Nein, das kan ich nicht sagen, ---

Gellert. Wenigstens gegen die teutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlet uns auch daran nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzet hat.

Der König. Wie ist das möglich, daß ein Teutscher den Bossuet fortgesetzet hat?

Gellert. Ja, und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischen Richtigkeit fortgesetzt hat.

Der König. Hat es der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubts.

Der König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den solte man gut übersetzen?

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die teutschen noch nicht in allen Arten guter Schrif-

ten ſich hervor gethan haben; da die Künſte und Wiſſenſchaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Seculum der Teutſchen. Vielleicht hat es ihnen auch an Auguſten und Louis XIV gefehlet.

Der König. Er hat ja zwey Auguſte in Sachſen gehabt.

Gellert. Wir haben auch in Sachſen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie, will er denn einen Auguſt in ganz Teutſchland haben?

Gellert. Das eben nicht; ich wünſche nur daß ein jeder Herr in ſeinen Landen die guten Genies aufmunterte.

Der König. Iſt er gar nicht aus Sachſen wegkommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

Der König. Er ſolte reiſen.

Gellert. Ihro Majeſtät, dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Kranckheit? etwa die gelehrte?

Gellert. Weil ſie Ihro Majeſtät ſelbſt ſo nennen, ſo mag ſie ſo heiſſen, in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben.

Der König. Ich habe ſie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er muß ſich Bewegung

machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarbar nehmen.

Gellert. Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesunder wäre, als ich, so würde ich solches nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fort kommen.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wohl wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzo böse Zeiten.

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wolten.

Der König. Wie kan ich denn? hat er es denn nicht gehöret, es sind ja dreye wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

Der König. Was meynet er, wer ist schöner in der Epopee, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernet, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug solten urtheilen können,

ich

ich traue darin dem Quintilian, welcher Homerd den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung nicht selbst urtheilen kan.

Der Major Quintus Icilius. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So, hat er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?

Gellert. Ach ja, Ihro Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kan ich es noch weniger. Ich kan nur rathen, wo Sie befehlen —

Der König. Kan er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unterdessen herum gehen — Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Ein kluger Mahler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,

Als weil er Ehre suchte, mahlte,
Lies einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wolte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen solte.
Der Mahler wande vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und kont ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bey dem ersten Blicke.
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fus! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht.

Der Mahler ward beschämt gerühret.
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet;
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?
Gellert. Gleich, Ihro Majestät!

Wenn

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefält;
So ist es schon ein böses Zeichen.
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Der König. Das ist schön, recht schön; er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Er hat mir noch einen Poeten den **Pietsch** gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Den werfe ich auch weg, Ihro Majestät.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wieder kommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weis nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja, so wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst ihre Anmuth — Nun komme er bald wieder.

Dies ist die Unterredung, die der Weltweise von Sans-Souci damals mit dem Fabeldichter Deutschlands hatte. Als er sich beurlaubt hatte, lies sich der König gegen den Major **Quintus Icilius** der ihn vorgestellt

und eingeführet hatte, mit den Worten heraus: **Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched.** Ja noch den andern Tag bey der Tafel sagte der König von ihm: **Er ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.**

Man erlaube mir, daß ich meine Tischreden mit diesem Gespräch beschliessen darf. Vielleicht wäre es nicht, solche bis auf etliche Alphabete anwachsen zu lassen. Denn jedes Wort aus dem Munde dieses Weltweisen ist werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Doch wie gesagt, diese Blätter solten nur eine Probe seyn, und dazu sind sie lang genug. Möchte nur der erzürnte Himmel Europa den Frieden wieder schenken! Könte Friedrich nur das Schwerd, das er gezwungen führet, wieder in seine Scheide stecken, und mit Sieg umkränzt zu Sans-Souci in den Armen der Ruhe die Lorbeerbäume des Apollo benetzen, und in dem Schooße der Weltweisheit die ganze Annehmlichkeit des Friedens fühlen! Doch Friedrich streitet für die Nachwelt. Um ihres Besten willen opfert er seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, seine Kräffte grosmüthig auf; und ist die jetzige Welt gleich grossen Theils zu undankbar, es zu erkennen, oder zu blind es erkennen zu können, so wird die künftige gewis erkentlicher seyn. Die wird sein Bild

mit

mit immer grünen Lorbeern schmücken, es dankbar küssen und ausrufen: »Dies ist der »Erretter unserer Freiheit! Er gründete un»sere Wohlfahrt! Ruhe sanft, grosmüthige »Asche! Jahrhundert von Jahrhunderten »werden dein Lob an allen vier Enden der »Erde wiedertönen lassen!

Nur Seelen, die von Neid und Leidenschaft ganz durchdrungen sind, können König Friedrich für den Anstifter eines Kriegs halten, der Deutschland nun schon fünf Jahr mit blutigen Fustapfen durchwandelt. Es gehöret nur eine mäßige Kenntnis der Geschichte dazu, ihn von diesem verhaßten Vorwurf frey zu sprechen. Aber oft haben die Züge der Dichtkunst, eine lehrreiche Fabel, mehr Eindruck auf ein von Vorurtheilen umnebeltes Herz, als die allerschärfste Demonstration. Komt her, ihr meine Zeitgenossen, die ihr so undankbar von dem philosophischen Held aus Sans-Souci urtheilet! komt her, leset und urtheilet!

Pruß und Thrax

eine Erzehlung.

Der weise Pruß und Thrax, unlängst erlauchte Feinde,
Die wurden nach dem Kampf durch Bund versöhnte Freunde.
Die Nachbarschaft zum Ueberfluß
Besiegelt diesen Friedensschluß;

Sie drohte mit dem Schwerd zu rächen,
Wenn einer dieſen Bund wolt als Aggreſſor brechen.
Pruß, der, nach deutſcher Art, auf Treu und Glauben hält,
Baut ruhig ſein erworbnes Feld,
Jedoch wie jener auch, den Degen an der Seiten;
Dies iſt die Mode unſrer Zeiten.
Thrax aber dreht und ſträubet ſich,
Die Rache quält ihn ſichtbarlich.
Des vorgen eingedenk, noch furchtſam anzugreifen,
Begnügt er ſich, heimlich den Pruß zu kneifen;
Verweilte Hülfe mehrt nur ſeine Ungedult.
Pruß hatte hier und da — Pruß hat an allem Schuld.
Schon ſchärft Thrax öffentlich die Waffen,
Schon legt er ſein Geſchoß an Bruſt und Kinback an,
So, daß er ſeinen Feind recht auf das Korn gewann.
Hier ſteht Pruß auf, der noch nicht eingeſchlafen,
Er greift ans Degenheft; halt ſagt er guter Freund,
Zuviel, ſchon längſt zuviel, ſonſt — oder ich werd müſſen —
Thrax ſetzt die Büchſe ab; "es iſt nicht bös gemeynt,
Ich wolte, Ta—ra—ra, ich wolte Schwalben ſchieſſen.
Doch kaum hat Pruß den Blick zur Seiten hingetragen
Wird das Gewehr auf ihn von neuem angeſchlagen.
Pruß ſagt: "ey, was iſt das? Das Weſen dult ich "nicht,
"Auf mich im Anſchlag fertig liegen?
"Gib mir zum wenigſten, ſo laß ich mich begnügen,
"Ein Wort, ein Ehrenwort!" Die Antwort iſt Ha, ha!
Zwey Schritte rückt ihm Pruß ſchon näher ins Geſicht,
Zwey aber in Gefahr aus Noth gewagte Schritte,
"Ein Wort, ein letztes Wort; ſprich Nein, ſprich oder Ja"
Die Antwort heiſt hum, hum; "Ein Thor, wenn ich es litte,"
Ruft Pruß und eilt auf ihn mit bloſſen Degen hin;
Ich wart nicht bis ich todt, bis ich verwundet bin."

Der

Der Pöbel, Richter solcher Fälle,
Sieht einen Friedensbruch, fragt, wer Aggressor war?
Dort schreyt aus vollem Hals des Thrax leibeigne Schaar,
Pruß ist Aggressor sonnenhelle!
Jedweder sieht, er that den ersten Schritt,
Buchstäblich bringet dies das Wort Aggressor mit;
Thrax nicht, wir sahen es ja, er ging nicht von der Stelle.
Doch mitten im Tumult erblickt ich einen Alten,
Dem Schein nach hätt ich ihn für Grotius gehalten;
Der schüttelt mit dem Kopf und zeiget mit der Hand,
Sein ewig Völkerrecht, wo er das Blat gefalten:
Schon steht es in dem Text *) noch schrieb er an den Rand:
Wenn Gut und Blut im Mittel stehen,
So gilt kein Wortspiel mehr, man muß auf Sachen sehen.

Ode
an die Preussische Armee.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde bringt,
Um das der frohe Sieg die güldene Flügel schwingt;
O Heer! bereit zu siegen oder sterben.
Sieh! Feinde deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ewiger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.
Der dürre schiele Neid treibt niederträchtge Schaaren
Aus West und Süd heraus.
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Ostis, Barbaren
Und Ungeheur, dich zu verschlingen, aus.

So

*) Hugo Grotius sagt in seinem Natur- und Völkerrecht über Krieg und Frieden, B. 2. C. 1. §. 2. Prima igitur causa iusti belli est iniuria nondum facta, quæ petit corpus aut rem.

So tobt ein Flammenmeer, das aus Vesuvens Wunde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heissem Grunde.

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starcker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm;
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen,
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tropheen.

Nur schone, wie bisher im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du dazu vermögend bist!
Das Räuben überlaß den Feigen und Croaten.

Ich seh! ich sehe schon! freuet euch, o Preußens Freunde,
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stoltz heran;
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst in schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preißen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehen,
Ich seh dich, stoltzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und sind Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google